



Mr. 12 / Deutsche Jugendhefte /

Der lange Philipp

Druck und Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer in Donauwörth

Über 1 Million Heftchen

sind von den im Verlage der Buchhandlung Ludwig Auer in Donauwörth erschienenen „Deutschen Jugendheften“ bisher verausgabt worden.

Ausführliches Verzeichnis der vorliegenden Nummern:

1. W. Hauff, Die Höhle von Steenfohl.
2. H. Sienkiewicz, In Nubien gefangen.
3. — — Afrikanische Abenteuer.
4. Handel-Mazzetti, 's Engerl, eine Wiener Erzählung.
5. Hackländer, Polizeimeister Abugosch.
6. Murschhäuser, Der von Königswart.
7. M. Cervantes, Don Quixote, der verrückte Ritter.
8. Leo Tolstoi, Im Kaukasus gefangen.
9. Fr. Gerstäcker, Richter Black.
10. Bret Harte, Geschichten aus Kalifornien.
11. Defoe, Robinson Crusoe.
12. J. Spillmann, S. J., Der lange Philipp.
13. J. S. Cooper, Der letzte Mohikaner.
14. Kamr-al-Akmar, Prinz von Persien. Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht.
15. Th. Mügge, Sam Wiebe.
16. Auf den Fluten des Ganges. Ein nächtliches Abenteuer aus den Missionen.
17. Schönau-Carolath, Die Kiesgrube, und W. Hauff, Das Märchen vom falschen Prinzen.
18. Gustav Schwab, Mattetai, der Magier.
19. Irving, Das Vermächtnis des Mauren.
20. Tolstoi, Russische Erzählungen.
21. Karl Kollmann, Der Farmer von Princetown.
22. Karl Weisflog, Das große Los.
23. Fr. Gerstäcker, Die Freikugel.
24. See-Abenteuer.
25. Auf glühendem Pfad. Eine Erzählung aus Kolorado.
26. Deutsche Sagen: 1. Parzifal, 2. Lohengrin, 3. Ring der Nibelungen.
27. Das Mädchen aus Sibirien.
28. J. S. Lentner, Geschichten aus den Bergen.
29. Edmondo de Amicis, Von den Apenninen zu den Anden.
30. Fr. Gerstäcker, Die Saujagd.
31. Heinrich Walden, In Feindesland.

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Der lange Philipp

Eine Geschichte aus der Zeit
Friedrich Wilhelms I.

Von Joseph Spillmann.



Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers. Abgedruckt aus „Wolken und Sonnenschein“. Novellen und Erzählungen von Joseph Spillmann.
Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Druck und Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer
(Pädagogische Stiftung Cassianeum) Donauwörth

Wie der lange Philipp hätte zu Hause bleiben sollen, aber seinem Vater ungehorsam war.

An der preußisch-sächsischen Grenze liegt ein freundlicher Talgrund, in dem seit undenklichen Zeiten eine Mühle steht. Der alte Bau mit dem seltsam verschnörkelten Fachwerke, mit den vielen hellen Fenstern, dem hohen Giebel, dem von üppigem Moose überwucherten Strohdache erhebt sich mitten in einer Waldlichtung, von hundertjährigen, knorrigen Eichen beschattet. Das ist die Grundmühle, das letzte Haus auf sächsischem Boden, keine tausend Schritt weiter unten fließt der Mühlbach über die preußische Grenze —, und in diesem auch heute noch einsamen Waldhause hatten seit grauen Jahren die Grundmüller gehaust, ein so grundehrliches Müllergeschlecht, wie sich nur jemals eines unter den Getreide mahrenden Menschenkindern vorfand.

Da lebte und lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch der Berühmteste dieses Geschlechtes, der „lange Philipp“, aus dessen Lebensgeschichte ich ein paar bewegte Tage erzählen will.

Dazumal war der einsame Talgrund noch stiller und abgeschlossener, als er es heutzutage ist. Stundenweit in der Runde dehnten sich große Waldungen aus, in denen man nur hin und wieder zerstreute Bauernhöfe, ein paar Edelitze und selten ein kleines Dörfchen antraf. Auch ein altes Jagdschloß der Kurfürsten von Brandenburg stand keine Stunde von der Grenze. Von Zeit zu Zeit hielten sich dieselben einige Wochen daselbst auf, um des edlen Weidwerks zu pflegen; aber seitdem sie die preußische Krone trugen, hatte keiner mehr das einsame Schloß besucht.

Da verbreitete sich auf einmal unter den Waldbewohnern die Kunde, der König Friedrich Wilhelm I. werde demnächst von Berlin herüberkommen und in den großen Forsten Treibjagden abhalten. Das war etwas ganz Außerordentliches für diese Leute, die jahrelang nichts sahen und hörten als das stille Einerlei ihrer Wälder und Felder. Nur steinalte Leute wußten davon zu erzählen, wie hoch es bei früheren Anlässen ähnlicher Art auf dem Schlosse hergegangen habe, und begreiflicherweise freuten sich namentlich die jüngeren Burschen darauf, Zeugen und gewissermaßen Teilnehmer solcher Feste zu sein.

Inzwischen erzählten die Bewohner des nahen Schloßweilers, welche viel in der Grundmühle verkehrten, wie man das Jagdschloß scheure

und ausmale und wie der Kastellan sich einen nagelneuen Rock mit Silber- und Goldtreffen in der Stadt bestellt habe, und eines Tages kam die Nachricht, übermorgen werde der König mit seinem Gefolge einziehen; es seien bereits einige Diener und Jäger eingetroffen.

Am gleichen Abend wurde der lange Philipp, damals der stattlichste Bursche weit und breit, zu seinem Vater in die Stube hinauf beschieden. Der alte Mann, den zuzeiten das Zipperlein plagte, saß in dem bequemen Lehnstuhle und redete seinen Sohn also an:

„Wie ich höre, ist es nun richtig: der Preußenkönig kommt übermorgen auf sein Jagdschloß. Da wollte ich dir nur anzeigen, Philipp, daß du die ganze Zeit über, die er mit seinen Leuten in unserer Nachbarschaft weilt, daß Haus nicht verlassen, geschweige denn ins Preussische hinübergehen darfst. Und ich will dir diesmal auch den Grund meines Verbotes nennen. Du weißt, wie erpicht der König auf die ‚langen Kerle‘ ist, die er alle in seine Garde stecken möchte. Wenn er oder einer seiner Leute dich zu Gesicht bekämen, so müßtest du so sicher mit nach Berlin, als draußen die Mühle klappert. Also du bleibst die Zeit über hübsch zu Hause — hast du mich verstanden?“

„Aber, Vater, ich bin ja kein Preuße; ich bin ein Sachse, und so hat der König kein Recht auf mich! Es wäre doch zu —“

„Sachse oder Preuße ist dem König hierin einerlei! Ich sage dir, du bleibst zu Hause. Der Friedrich Wilhelm hat seine eigenen Grundstücke, was die langen Soldaten angeht. Er macht förmlich Jagd auf die ‚großen Kerle‘, und nicht einmal im Auslande sind sie vor ihm und seinen Werbern sicher. Neulich erzählte man mir, wie er solche Burschen in Schlessien, in Holland, ja drüben in England gewaltsam habe aufgehoben und nach Berlin schaffen lassen. Sogar in Rom ließ er einen Mönch festnehmen und von dort nach Spandau transportieren. Also noch einmal: du hältst dich diese Zeit über so verborgen als möglich, wenn du dich nicht selbst, deine Braut und deinen alten Vater in große Trauer stürzen willst. Jetzt schau nach deiner Arbeit; ich höre die Mühle klingeln.“

Das war ein kurzer und klarer Bescheid; aber dessen Befolgung wurde unserem Philipp unsäglich sauer. Täglich kamen Leute in die Mühle und erzählten Wunderdinge von den reichen Kavaliern und ihren mächtigen Perücken und Haarzöpfen, von den edlen Damen in steifen Reifröcken, von den riesigen Leibtürken, Heibucken, Kammerhusaren, Reitknechten, Jägern, Soldaten, Pferden mit Silbergeschirr und Reiterfedern, Kutschen — lauter Herrlichkeiten, welche der arme

Philipp nur vom Hörensagen kannte. Und nun, wo sie doch so nahe waren, durfte er sie nicht einmal mitansehen, er allein nicht in der ganzen Gegend! Zum erstenmal in seinem Leben verwünschte der Bursche seine Riesenstatur, welcher er mit Recht den Namen „der lange Philipp“ verdankte. Und dann war es wieder gerade seine riesige Größe, die ihn am meisten reizte, einmal nach dem Schloßweiler hinausüberzulaufen und sich diese vielgenannten Leibgardisten mit ihren Grenadiermützen anzuschauen. Und doch sagt alle Welt, die Kerle seien gerade so groß und vielleicht noch etwas größer als der „lange Philipp“.

Glücklicherweise ging, wie alles in der Welt, auch die Zeit der Jagden zu Ende. „Am nächsten Montag“, hieß es, „wird die letzte große Treibjagd sein, und dann reist der König im Laufe der Woche wieder nach Berlin.“ — „Gott sei Dank“, sagte Philipp bei dieser Kunde; „so werde ich doch aus meiner Gefangenschaft erlöst.“

Der Montag kam. Es war der herrlichste Herbsttag, der sich denken läßt. Bald hat die Sonne die leichten Nebel geteilt, welche sich in der Morgenfrühe über die Talgründe woben, und nun spielten ihre Strahlen um die im Farbenschmucke des Herbstes prangenden Wälder, auf welche man vom Siebelfenster der Mühle aus einen bezaubernden Blick hatte. Da stand an diesem Morgen Philipp und schaute verdrießlich bald hinüber nach den Waldkuppen des Nachbarlandes, bald hinunter auf die dahintanzenden Wellen des klaren Mühlbaches, die schäumend in den Schaufeln des großen Wasserrades schossen und dann, von der Sonne beschienen, in den Farben des Regenbogens strahlend als Staubregen niederfielen.

Von all der Herrlichkeit gewährte aber der junge Müller heute nichts. Er horchte auf das ferne Getöse der Treibjagd. Deutlich trug ihm der Nordwind das Wellen der Meute, das Geschrei der Treiber, den frühlichen Ton des Hifthorns und hin und wieder das Knallen der Büchsen zu. Lange lauschte er, und immer heftiger erwachte in ihm die Begierde, Jagd und Jäger in der Nähe zu besehen.

„Zeit Lebens muß ich mich schämen“, sagte er ärgerlich zu sich selber, „wenn ich allein in der ganzen Gegend den König und seine Leibgardisten nicht sehe. Und was sie von den Kniffen und Praktiken seiner Werber sagen, ist wohl auch übertrieben. Sie werden es nicht wagen, mich von sächsischem Grund und Boden wegzuholen. Uebrigens kann man es ja so einrichten, daß sie mich gar nicht zu Gesichte bekommen. — Freilich“, setzte er nach einer Weile etwas kleinlaut bei, „der Vater hat es verboten; aber bleibt man denn sein ganzes Leben ein Kind,

das sich alle Schritte und Tritte vorschreiben läßt? Zähle ich nicht meine 22 Jahre und werde ich mich nicht in der Woche nach Allerheiligen verheiraten? Bin ich also nicht groß genug, um mein eigener Herr zu sein? Leider nur viel zu groß; das ist ja gerade mein Unglück!"

Hier unterbrach das Glücklein das Selbstgespräch Philipps und rief ihn hinab in die Mühle. Da gab es Arbeit genug, und über der Arbeit hätte der Bursche beinahe seinen Unmut und seine Versuchung vergessen. Es war eine Lust, ihn zu sehen, wie er zwei Zentner schwere Säcke Weizen leicht wie eine Flaumfeder auf seine breiten Schultern schwang, die steilen Treppchen hinauftrug und in den leeren Trichter schüttete. Slink schöpfte er dann das Mehl aus dem Beutelkasten in Säcke, schied mit dem Sieb die grobe Kleie von dem nur halb gemahlenen Grieße, setzte das kloppende Beutelwerk und die Stäube in Gang und wirtschaftete in der klappernden Mühle umher, als ob er es drei Müllern gleich tun wollte.

Ein paar Stunden mochte Philipp so gearbeitet haben, da pochte es an der Türe. Er öffnete und sah eine kleine, verwachsene Frau mit einem klugen, wohlwollenden Gesichte vor sich stehen, die einen Kramkasten mit allem möglichem Trödel auf einem Wägelchen führte.

„Seid Ihr es, Gertrud? Es gibt heute keine Mehlbeutel zu flicken,“ sagte Philipp.

„So, halten sie noch? Das freut mich; ich habe sie das letzte Mal besonders gut genäht. Ja, ja, wenn ich einmal nicht mehr bin, so weiß ich nicht, wer Euch das feine Beutelzeug zurecht macht — sechs Meilen in der Runde kann niemand näher wie ich! Aber“, fügte sie vertraulich mit dem Auge zwinkernd bei, „ich werde es des Schlüsselwirts Anna lehren, sobald sie Grundmüllerin ist. He, Ihr braucht nicht rot zu werden, Philipp; Ihr hättet kein braveres Mädchen finden können! Nun, was ich sagen wollte — ich habe eigentlich auch hier nicht vorgesprochen, um wegen der Beutel nachzufragen; ich wollte Euch etwas zeigen, da, schaut her!“ Hiermit öffnete die Krämerin ihren Kasten und langte mit den Fingerpitzen einen Kranz von Flittergold hervor, der in der Sonne prächtig funkelte.

Der Müller machte große Augen und schaute sich den Kranz verwundert an. „Nun, was soll das?“ fragte er endlich. „Ich soll doch wohl das Ding nicht kaufen?“

„Nicht für Euch,“ erwiderte lachend Gertrud, „aber für Anna! Seht, heute abend nach der Treibjagd werden die Bauern auf der Schloßwiese bewirtet, und wenn dann der König spät abends von Oberzheim zurückkehrt, soll der Schulze vom Schloßweiler dem Könige

einen Abschiedssermon halten. Er hat ihn nicht selber gemacht; der Herr Präzeptor von Adach hat ihn aufgesetzt und soll viel Latein dazwischen sein. Er kann ihn auch nicht ablesen; er ließ ihn sich so lange vorsagen, bis er ihn im Kopfe hatte. Die Geschichte hätte eigentlich schon bei der Ankunft des Königs sein sollen, aber da war der neue, apfelgrüne Rock des Schulzen noch nicht fertig —“

„Der alte Gock; ich wette, er bleibt in seinem Sermon stecken!“ rief Philipp dazwischen.

„Das glauben die meisten Leute; er aber meint, sich eine besondere Ehre vor den Herrschaften einzulegen, und hofft am Ende gar Amtmann zu werden! Kurz, er hat es sich nun einmal in seinen dicken Kopf gesetzt, den Sermon zu halten. Und bei dieser Gelegenheit soll das schönste Mädchen der ganzen Gegend — und das ist unstreitig Eure Braut — dem Könige einen Blumenstrauß überreichen. Natürlich wird sie wie ein Engel gekleidet sein, ganz weiß — und wie herrlich würde sich dieser goldene Kranz machen!“

„Topp!“, rief Philipp, „ich kaufe den Kranz, und Ihr werdet ihn gleich zu Schlüsselwirts hinübertragen.“

„Ei, wollt Ihr ihn denn nicht selber dem guten Kinde bringen? Da würde die Gabe ja doppelt lieb sein.“

Der Grundmüller schob verlegen seine Mütze in den mit Mehlstaub bepuderten Haaren hin und her und gestand endlich die Ursache, welche ihn seit Wochen in der einsamen Mühle gefangen hielt. Die Krämerin hörte ihm mit vielen Zeichen des Bedauerns zu Ende und meinte endlich: „I du meine Güte! — und Ihr habt von all der Herrlichkeit nichts gesehen? Der König freilich ist nicht einmal so gut gekleidet wie der alte Kastellan, der sich einen prächtigen rosaroten Rock machen ließ. Aber die Damen! Ich hätte nie geglaubt, daß die Engel im Himmel so schön gekleidet seien. Reifröcke tragen sie, so weit und rund wie der Mülhstein da, aus feiner Seide mit großen chinesischen Blumen; Ihr habt Euer Lebtag so was nicht gesehen!“

„Was gehen mich die chinesischen Röcke an! Wenn ich nur die Leibtücken und Kammergardisten und die großen Kerle sehen könnte, die sich der Preusenkönig zusammenwarb! Sind sie wirklich so groß, wie man sagt? Sind sie so groß wie ich zum Beispiel?“

„Sie sind schrecklich groß, wahre Goliaths, daß einem die helle Angst ankommt, wenn man sie nur anschaut. Es mögen wohl welche darunter sein, die noch größer sind als Ihr, Grundmüller, obgleich ich das letztere nicht beschwören könnte; denn sie tragen fast zwei Fuß hohe

Bärenmützen, und da hält man sie noch für größer, als sie sind. Ihr müßt einmal herüberkommen und Euch die Leute ansehen. Heute wird es Nacht sein, bevor die Herrschaften aufs Schloß zurückkehren. Da könnt Ihr in der Dunkelheit ohne alle Gefahr den Zug betrachten, und wenn Ihr Euch nicht gar zu weit vorn hinstellt, so wird Euch keine Seele beachten. Dabei werdet Ihr die große Freude haben, mit eigenen Augen zu sehen, wie Eure Braut mit dem goldenen Kranze dem Könige den Blumenstrauß überreicht.“

Philipp hatte nun schon viel zu viel mit der lockenden Versuchung gefeilscht; er fiel ihr zum Opfer. Die Krämerin erhielt den geforderten Preis und zugleich den Auftrag, einen Gruß an Anna zu bestellen und ihr zu sagen, er werde gegen Abend hinüberkommen und ihr etwas Schönes mitbringen. Dann trug er den in eine Papierhachtel sorgsam verpackten Kranz rasch und heimlich auf seine Schlafkammer. Froh des guten Handels, zog Gertrud ihres Weges durch den Hochwald der preussischen Grenze zu, ohne zu ahnen, welches Unheil ihr gutmüthiges Geplauder möglicherweise heraufbeschworen hatte.

Nach einiger Zeit trat der Vater Philipps an seinem Stocke in die Mühle und betrachtete den wackeren Sohn, der wieder ausschüttete und wegschöpfte, siebte und stäubte, daß es dem alten Mann eine Freude war, den kräftigen Jüngling so frisch an der Arbeit zu sehen. Prüfend ging er hin und her und drückte sich lobend aus; nur die Kleie schien ihm zu wenig kraus, und er mahnte seinen Sohn, die Steine bedürften der Schärfung.

„Ja, Vater,“ sagte Philipp, „ich will sie morgen schärfen.“

„Dann mußt du aber heute nacht durchmahlen; denn übermorgen will der Haselbauer sein Mehl holen.“

„Ei was, der könnte auch noch einen Tag länger warten! Aber es ist gut, es soll alles zur Zeit bereit sein.“

„Du bist etwas ärgerlich ob des langen Hausarrestes, wie? Und daß ich gerade daran denke: spanne mir nach dem Essen das Wägelchen ein; ich will doch einmal hinüberfahren und mir den Preussenkönig ansehen. Es tut mir leid, daß du daheim bleiben mußt; aber es darf nun einmal vernünftigerweise nicht anders sein. Ich will auch die alte Marthe mit hinübernehmen. Du bist ja Manns genug, die Mühle diese Nacht allein zu bewachen; vielleicht übernachtete ich im ‚Schlüssel‘, vielleicht kehre ich auch zurück.“

Mit diesen Worten verließ der Müller seinen Sohn; er hatte wohl bemerkt, wie heftig die Neugierde in dessen Brust entbrannt war.

Indem er Philipp allein zurückließ, wollte er ihn zwingen, diese letzte Nacht noch in der Mühle auszuharren. In der That, hätte der Jüngling den Kranz nicht angenommen, die Taktik des Vaters würde sich bewährt haben. Aber jetzt mußte er hinüber, und mochte daraus werden, was wollte. — „Man wird das Haus in den zwei Stündchen meiner Abwesenheit nicht forttragen,“ sagte Philipp ärgerlich zu sich, „und lange bevor der Vater heimkehrt, bin ich zurück und lasse die Mühle wiederum lustig klappern!“

2.

Wie es dem langen Philipp beim Feste ging.

Langsam sank die Sonne dem Westen zu, mit ihren letzten Strahlen die Thürme und Fenster des königlichen Jagdschlosses vergoldend, das den flachen Rücken eines mäßigen Hügels krönte. An seinem Fuße dehnte sich ein weites Talbecken aus, Wiesengründe und Ackerland, zwischen denen hier und dort zerstreut die Häuser und Gehöfte des sogenannten Schloßweilers lagen. Die Höhen rundum waren mit den Bäumen des Hochwaldes bekränzt.

An diesem Tage prangten Schloß und Weiler in ihrem Festschmucke. Von den Zinnen der Thürme, die sonst nur üppiger Efeu zierte, wehten bunte Flaggen in der Abendluft, und auf dem Ager am Fuße des Schloßhügels hatten die Dorfbewohner unter Leitung des Kastellans eine Art Triumphbogen mit schweren Kränzen aus Lannenzweigen erbaut. Rund um ihn her war ein weiter Kreis mit jungen Lännchen abgegrenzt; da sollte die Begrüßung des Königs stattfinden.

Auf der angrenzenden Wiese hatte man ein paar Duzend lange Tische errichtet, an denen der Kastellan die zu den Treibjagden aufgebotenen Bauern bewirtete; die Bäuerinnen waren natürlich in ihrem haushüthigen Festtagschmucke miterschienen, und der sonst so stille Platz vor dem Schlosse bot ein überaus buntes Schauspiel. Jetzt nahte auch der Schulze in vollem Ornat: die langen Schöße des nagelneuen, apfelgrünen Rockes schleiften beinahe über den Rasen, und die gewaltige Perücke auf der ernst gefalteten Stirne gab dem Manne kein geringes Ansehen — so meinte wenigstens er. Die Bauern freilich konnten sich des Lachens kaum enthalten, und hinter seinem Rücken fielen manche Bemerkungen, welche ihn nicht gerade in die beste Laune versetzt hätten, wären sie ihm zu Ohren gekommen. Seiner Würde bewußt, schritt er ohne Gruß an den Bauern vorbei auf den Kastellan zu, welchen er mit einem tiefen Bückling ehrte.

„Ah, der Schulze!“ sagte dieser. „Ist Er seiner Rede auch sicher? Wird Er vor Seiner Majestät nicht stecken bleiben?“

„Wir hoffen nicht, Euer Gnaden. Wir haben sie gut marmoriert“ — memoriert wollte er sagen —, „und wenn wir die Augen schließen, daß uns der Anblick des Königs nicht verwirrt, so werden wir sie ‚par bleu‘ gut ablesen, wie der Herr Oberst Köderer zu sagen pflegen.“

So sagte der Schulze, aber in seinem Herzen war er doch nicht so ruhig, wie er sich vor dem Kastellan stellte. Die Rede, die er sein zusammengerollt und säuberlich eingewickelt in seiner Rechten trug, lag wie ein Alp auf seiner Brust, und des wichtigen Momentes wohl bewußt, dem er entgegenging, beschlich ihn bereits jenes Gefühl der Unruhe, das großen Augenblicken voranzugehen pflegt. In seiner Aufregung hatte er tausenderlei zu ordnen und zu befehlen; er sprang hin und her, daß der Haarzopf auf seinem Rücken tanzte, und obwohl der König vor Einbruch der Dunkelheit nicht erwartet wurde, bestand er darauf, daß die Bauern sich jetzt schon im Kreise längs der Tannenumfriedung aufstellten. Plötzlich fiel ihm ein, die Ueberreichung des Blumenstraußes müsse noch einmal probiert werden. Als er nun die Entdeckung machte, daß des Schlüsselwirts Anna noch gar nicht auf dem Platze sei, verlor er fast alle Fassung. — Sofort mußte ein Bauer nach dem eine Viertelstunde entfernten Wirtshause eilen, um das säumige Mädchen zur Stelle zu entbieten. Die Braut des Grundmüllers wäre übrigens schon längst auf dem Festplatze erschienen, wenn sie nicht der Meldung Gertruds zufolge ihren Bräutigam erwartet hätte. Endlich, als die Dämmerung schon hereinbrach und das Mädchen, des langen Harrens müde, in vollem Puge eben nach dem Schlosse ausbrechen wollte, kam Philipp. Er wurde nicht sehr gnädig aufgenommen.

„Du da? Dein Vater, der in der vorderen Stube sitzt, sagte vorhin, du werdest nicht herüberkommen; denn falls die Preußen dich sähen, so wärest du verloren.“

„Et ja, sie werden mich aber nicht sehen! Sei nur still, daß der Vater meine Anwesenheit nicht erfährt; er würde arg schelten, wenn er es wüßte.“

„Er hat dir am Ende verboten, herüberzukommen? Wenn ich das wüßte, so würde ich heute kein Wort mit dir reden.“

Fast verblüfft schaute der lange Philipp seiner Braut in die hellen Augen, glaubte aber in ihren Tiefen doch den Schalk zu finden und antwortete: „Nun, sei nur nicht böse; ich bin ja beinetwegen herübergekommen.“

„Meinetwegen? So kannst du gleich wieder umkehren; gesehen hast du mich jetzt.“

„Ich muß dich aber sehen, wenn du dem Könige den Strauß überreichst, und auch die großen Leibärzten und Gardisten möchte ich sehen.“

„Da haben wir es! Das ist der Grund, der dich herüberführt: du mußt dich neben diese Bärenmützen stellen und beweisen, daß du noch einen Zoll mehr missest als sie — auf die Gefahr hin, dich und mich und deinen alten Vater unglücklich zu machen!“

„Sei kein Kind, Anna; ich werde mich ja nicht vornhin stellen. Schau hier, was ich dir Schönes gebracht habe! Du sollst dich heute abend vor den Berliner Herrschaften nicht zu schämen brauchen; schau, wie herrlich das flimmert und funkelt!“ Hiermit zog Philipp den Fitterkrantz aus der Papierschachtel hervor, die er bisher unter seinem Sonntagswamse verborgen hatte.

„Das hast du für mich gekauft, Philipp?“ rief das Mädchen, von dem Glanze geblendet. „Du bist doch ein braver Bursche! Aber ich bitte dich, gehe lieber gleich heim; du glaubst nicht, was ich für eine Angst ausstehe, wenn ich dich heute abend in der Nähe der preußischen Soldaten weiß. — Mutter!“ rief sie dann in die Küche, „Mutter kommt doch und seht!“

Die gemütliche Wirtin war bald zur Stelle, und nun ging es an ein Bewundern und Beloben des herrlichen Kranzes, der sofort in den dunklen Haaren des Mädchens befestigt wurde. Philipp verabschiedete sich nun, hoch erfreut über die willkommene Aufnahme, die sein Geschenk gefunden. Noch rief ihm seine Braut nach: „Philipp, nicht wahr, du gehst heim?“

„Gewiß, heute abend noch!“

„Nein, gleich!“

„Sei nur ohne Sorgen, Anna, es soll mich keine Seele sehen!“ So redete der Bursche zuversichtlich und huschte, von seinem Vater unbemerkt, durch die Hintertüre in den nahen Wald. — Wenige Minuten später kam der Bote des Schulzen, und alles brach nun auf, dem Jagdschlosse zu. Der alte Grundmüller fuhr in dem offenen Wägelchen und nahm in demselben am Abhange des Schloßhügels Stellung, sodaß er den Platz um den Triumphbogen recht bequem überschauen konnte.

Die Nacht war hereingebrochen, aber große Keisigfeuer beleuchteten mit rotem Widerscheine das alte Schloß und die bunten Gruppen des Volkes. Jetzt kamen mehrere Karren voll erlegten Wildes, welches zur Strecke gebracht wurde: edle Hirsche mit vielackigem Geweih, schlante Rehe, zahllose Hasen und borstiges Schwarzwild. Vor allem bewunderte man nicht ohne Grauen einen mächtigen Keiler, den der König selbst gefällt hatte; das Untier lag nun auf einem eigenen Karren, nach Weidmanns Sitte mit grünen Tannenzweigen geschmückt.

Da hatte der Schulze gut jammern, daß niemand in Reih' und Glied stehen bliebe; alles lief fröhlich an die Wagen, um die Beute der Treibjagd zu bewundern. Erst als die Vorreiter des Königs ansprengten, ließen sich die Beute wieder aufstellen. Trommelwirbel rasselte vom Schloßhofs her, wo die kleine Abteilung der Leibgarde, welche der König von Berlin mitgenommen hatte, unter das Gewehr trat; gleich darauf erschienen die Grenadiere, gefolgt von reich bestreuten Dienern und Reitknechten, und bildeten vom Tore bis an den Triumphbogen Spalier. — Noch hatten die Bauern sich an den ungewohnten Gestalten, welche sie heute zum ersten Male in solcher Zahl und in so reichem Schmucke erblickten, nicht satt gesehen, als Hörnerschall vom Walde her ertönte und alle mit dem Rufe: „Sie kommen! Sie kommen!“ die Köpfe dem Fahrweg zuwandten.

In der Tat nahte der Zug. Bald sah man zwischen den Bäumen Fackeln schimmern, und schon erschienen die ersten Reiter am Waldsaume. Vorauf ritt eine Anzahl Jäger, die fröhlich ihre Jagdhörner bliesen; dann folgten berittene Fackelträger; ihnen nach rollten einige herrlich bespannte Kutschen, in denen die Hofdamen saßen; hinter ihnen ritt der König, von Fackelträgern umgeben, im Gefolge von Kavaliern, und den Schluß bildete ein buntes Gemenge von Jägern, Husaren, Reitknechten und Dienern aller Art — samt und sonders in schreienden Farben und blinkenden Tressen. — So nahte sich der Zug quer über den Ager dem Triumphbogen, unter welchem der Schulze mit den weißgekleideten Mädchen stand. Der Angstschweiß perlte dem Manne auf der Stirne, da er die hohen Herrschaften, vor denen er seinen Sermon halten sollte, also prächtig heranziehen sah.

Der Kastellan hatte dem Könige angezeigt, die Bewohner des Waldbezirkes wünschten ihn zu begrüßen, und in ausnehmend guter Laune, wie er diesen Abend war, hatte er lachend seine Einwilligung gegeben, den komisch aufgeputzten Schulzen anzuhören, jedoch die Verwarnung beigefügt, „nur solle sich der Mensch nicht unterfangen, einen gar zu langen Sermon zu halten.“ Die Kutschen machten also Halt, und das Gefolge bildete einen Kreis um den König und seine Kavaliere.

Feierlichen Schrittes und unter unzähligen Büclingen und obligatem Häuspern nahte sich der Schulze mit den weißgekleideten Mädchen dem Könige, zu gleicher Zeit nach rechts und links dem Volke die hundertmal wiederholten Weisungen nochmals wiederholend: „Also aufgepaßt! wie ich mich verneige, müßt ihr euch alle verneigen, und wenn ich ‚Hoch‘ schreie, müßt ihr alle nachschreien!“

Der Schulze war nun in die Nähe des Monarchen gekommen und stellte sich, den Dreispiz in der einen, die Rede in der anderen Hand, statt etwas zur Seite zu treten, unmittelbar vor den Kopf des Pferdes und wollte nach einer letzten untertänigsten Verbeugung, wobei ihm die Perücke ins Gesicht rutschte, seinen Sermon beginnen. Aber kaum hatte er die ersten Worte der Titulatur mit bebenden Lippen und schlotternden Knien ausgesprochen, so unterbrach ihn auch schon der König mit der Bemerkung: „Will Er den Gaul anpredigen? Kann Er sich nicht auf Unsere rechte Seite stellen, wenn der Sermon Uns gilt?“

Nach diesen Worten hätte es wahrlich des Rüherns der Umstehenden nicht bedurft, um dem Schulzen den Kopf völlig zu verwirren. Doch machte er unmittelbar vor dem Pferde, welches ob des sich überschlagenden Haarzopfes beinahe scheute, eine überaus tiefe Verbeugung und trat an die Seite des Königs — aber an die linke!

„Ist denn das Unsere rechte Seite? Weiß der Mensch nicht, was rechts und was links ist, und ist Schulze hier im Dorfe?“ rief ihm der Fürst lachend zu.

Jetzt war es ganz vorbei mit dem letzten Restchen von Fassung. Dreimal begann er, auf der rechten Seite des Königs angelangt, seinen Spruch, und dreimal blieb er im ersten Satze schon stecken. Da half es nicht viel, daß ihn der Fürst aufforderte, den Gruß vom Papier abzulesen. Die Pause wurde immer peinlicher. Schon zog der König die Brauen zusammen und war im Begriffe, in seiner gewohnten derben Weise den Schulzen mit keineswegs schmeichelhaften Titulaturen zu bezeichnen — als der Schlüsselwirt, der ganz in der Nähe stand, die Ehre des Dorfes rettete und mit wenigen Worten das Hoch des Königs ausbrachte. Mit unendlichem Geschrei stimmten die Bauern ein, und alles schien ein recht befriedigendes Ende zu nehmen, als ein unvorhergesehener Vorfall das Fest in ernster Weise störte.

Der Schulze hatte in einem Busche am Abhange des Schloßhügels einige Böller aufgestellt und seinem Knechte befohlen, dieselben loszubrennen, während die Bauern das Hoch des Königs schreien würden. Ganz in der Nähe dieser Böller hielt der Grundmüller auf seinem Wägelchen. Unverzeihlicherweise hatte man es unterlassen, den alten Mann von der gefährlichen Nachbarschaft in Kenntnis zu setzen. Schon vorher war sein Pferd durch den Glanz der Fackeln und den Hörnerschall unruhig geworden; der Müller hatte einen Burtschen gebeten, dasselbe festzuhalten. Während sich nun die Szene mit den Schulzen abspielte, schaute alles nach dem Könige. Raum war das

Hochrufen vorbei, so krachte auch der erste Böllerschuß in einer Entfernung von zehn Schritten, und wie der plötzliche Pulverblitz dem Pferde das Auge blendete, stieg es mit den Vorderfüßen in die Luft, zerstückelte in der nächsten Sekunde mit den Hinterfüßen die Wagenschere und stürzte, die Trümmer nach sich schleppend, geradeaus in den Menschenknäuel hinein. Schreiend wichen die Leute dem scheuen Tiere aus, das in wenigen Sägen die Stelle erreichte, wo soeben Anna dem Könige den Blumenstrauß darbot. Das Reitpferd des letzteren bäumte sich und wollte ebenfalls einen scheuen Seitensprung machen. Das alles vollzog sich rascher, als es sich erzählen läßt, und der nächste Augenblick mußte voraussichtlich der Zeuge eines Unglücks sein, falls die scheuen Tiere nicht aufgehalten wurden, bevor sie sich zwischen die Gespanne der gegenüberstehenden Kutschen stürzten.

Aber in diesem kritischen Momente, da das Roß des Königs den gefährlichen Seitensprung tun wollte, erschien eine riesige Gestalt zwischen den beiden Tieren und brachte mit sicherem Griffe und eiserner Faust dieselben zum Stehen. Eine Minute später war der König auch von seinen Reitknechten umringt, denen der unbekannte Koffebändiger das Reitpferd des Königs übergab. Er selber wollte das andere Roß geschwind aus dem Kreise führen, als der König, der inzwischen seine Fassung wiedergewonnen hatte, dem Weggehenden ein lautes „Halt!“ nachrief.

Es war niemand anderer als der lange Philipp. Trotz der Bitte seiner Braut hatte er sich in die Nähe geschlichen, betrachtete nach Herzenslust den König, seine riesigen Bärenmäützen und sein buntes Gefolge und wollte ebenso unbemerkt den Festplatz verlassen, wie er ihn betreten hatte. In diesem Augenblicke sah er plötzlich, wie das Roß seines Vaters scheute und durch den Menschenknäuel gerade auf seine Braut und den König losstürzte. Da verließ ihn alle Ueberlegung: mit kräftigem Arme die Leute beiseite schiebend, sprang er vor und kam gerade noch rechtzeitig, um wenigstens ernsteres Unglück zu verhüten. Daß er durch diese kühne Tat seine ganze Größe und Kraft, und zwar in günstigstem Lichte, dem großen Liebhaber riesiger Soldaten verraten hatte, kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, als er das gebieterische „Halt!“ des Königs vernahm.

Wie angebormert blieb Philipp stehen und drehte sich mechanisch dem Fürsten zu. Den Angstschrei seiner Braut bemerkte er kaum, noch wußte er später zu sagen, wer ihm das Pferd abgenommen habe — so sehr bemächtigte sich seiner der eine Gedanke: „Du bist verloren!“

„Trete Er näher,“ rief ihm der Fürst zu, „ich muß Ihn mir etwas

genauer ansehen! Alle Welt, was ein Prachtmensch! Sergeant Langbein, stelle Er sich einmal neben den Kerl hin! Gemeiner Schmitz, lege Er ihm seine Grenadiermütze auf — so! prächtig! Oberst Räderer — was meint Er zu dem Burschen?“ — Der Angeredete ritt heran und betrachtete den langen Philipp mit Kennerblick; dann meldete er: „Majestät, gehorsamt zu rapportieren, der Kerl mißt um einen vollen halben Zoll mehr als der Sergeant Langbein, so ansonst der längste Mann im Heere ist. Es wäre, bei meiner Ehre, die größte Sünde, die der Mensch begehen könnte, wenn er nicht Grenadier würde.“

„Unverzeihlich wäre es,“ bestätigte der König. Dann fragte er den unglücklichen Philipp, der nun zu spät die Folgen seines leichtfertigen Ungehorsams erkannte, in seinem gnädigsten Tone: „Wie heißt Er?“

„Philipp Moosbach, Majestät.“

„Was ist Er?“

„Müller.“

„Höre Er, Philipp Moosbach, Staub schlucken können auch andere Leute. — Er muß mein Leibgardist sein, so war ich Friedrich Wilhelm heiße!“

„Ich mag aber nicht Soldat werden.“

„Et warum nicht gar! Man wird Ihn erst lang um Seinen Willen fragen, wo es doch so auf der Hand liegt, daß unser Herrgott Ihn zum Grenadier erschaffen hat!“

„Ich bin aber kein Preuße; ich bin ein Sachse.“

„Als ob das eine Schwierigkeit wäre! In Unserem Heere dienen Leute aus aller Herren Länder. Daß Er es nur wisse, nachdem Wir Ihn einmal kennen, werden Wir Ihn auch zu kriegen wissen; selbst wenn Er sich bis nach Ungarn hinein verkröche. Doch ist es Uns lieber, wenn Er sich gutwillig werben läßt. Da, diesen Louisdor erhält Er zur Belohnung für Sein wackeres Verhalten, das Er soeben an den Tag legte. — Wachtmeister Kluge, Er steht Uns dafür, daß der Bursche noch vor Unserer Abreise geworben wird; er muß mit nach Berlin.“

Damit gab der König seinem Pferde einen leichten Schlag und ritt unter erneutem Hochrufen des Volkes den Hügel hinan in den Schloßhof. Das Gefolge schloß sich dem Fürsten an, und bald war der letzte Fackelträger in dem Tore verschwunden, während munterer Hörnerklang in die stille Nacht hinaus schmetterte. Gruppenweise verließ sich nun das gaffende Volk. Der Wachtmeister Kluge, eine knochige Gestalt mit stechendem Auge und gewaltigem Schnurrbarte, war auf den langen Philipp zugetreten, und noch ein paar andere Soldaten hatten sich auf den Wink ihres Vorgesetzten zu dem neuen Kameraden

gefellt. Der junge Grundmüller hatte inzwischen seine Fassung wieder gewonnen; mit Gewalt, das sah er wohl ein, war nicht zum Ziele zu kommen. Er entschloß sich also, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, fest entschlossen, seine Augen offen zu halten und die erste Gelegenheit zu gebrauchen, welche sich etwa zur Flucht bieten würde.

„Wenn es denn doch sein muß,“ sagte er also zu den Soldaten, „so kommt mit und laßt uns für des Königs Louisdor auf gute Kameradschaft trinken!“

Das ließen sich die Grenadiere nicht zweimal sagen; Arm in Arm mit dem „langen Sachsen“, wie sie ihn nannten, schritten sie dem Wirtshause „zum Schlüssel“ zu, von den Herrlichkeiten Berlins und den Freuden des Soldatenlebens in Spandau Wunderdinge erzählend.

3.

List und Gegenlist. Ein seltsames Abenteuer, worin der lange Philipp den Zuschauer spielt, und wie die Geschichte ein fröhliches Ende nimmt.

Tief in der Nacht war noch der „Schlüssel“ von Gästen überfüllt, welche die Ereignisse des Abends beim vollen Bierkrüge besprachen. An einem besonderen Tische der Schenkstube saß der lange Philipp mit den Grenadiern. Anna, welche mit rotgeweinten Augen ab und zu ging und die leeren Maßkrüge füllte, konnte nicht begreifen, wie ihr unglücklicher Bräutigam so guter Dinge sei, bis ein bedeutsamer Blick des Burschen ihr den Gedanken nahelegte, er wolle die Soldaten täuschen, und jetzt merkte sie auch, wie er denselben fleißig einschenkte, während er selber sein Glas fast niemals leerte. Das Ergebnis dieser Beobachtung erleichterte nicht wenig das geängstigte Herz des Mädchens.

An dem langen Tische saß der Schlüsselwirt selber obenan. Er hatte diesen Abend die Ehre des Dorfes gerettet; das rechneten ihm die Bauern hoch an, wie sie anderseits dem Schulzen sein kopflozes Benehmen nicht verzeihen konnten. Immer und immer wieder kamen die Gäste auf dieses Thema zurück, und einer derselben, der Haselbauer, der dem Glase schon tüchtig zugesprochen hatte, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Krüge tanzten, und schrie:

„Das sage ich — und ihr könnt es jedermann sagen, der es hören will —: die Geschichte kann einem — ich will keinen nennen — trotz seiner neuen Perücke und seines Laubfroschrockes, Stand, Rang, Amt, Würde und Ansehen kosten! Ihr könnt es nur sagen, der Haselbauer

habe es gesagt. Und dann weiß ich auch, wer in seine Stelle einrückt, und es soll mir und dem ganzen Kirchspiel eine Ehre sein. Wir haben ja gehört, wer vor dem Könige eine Rede reden kann, ohne daß sie ihm ein anderer macht! He, auf Eure Gesundheit, Schlüsselwirt! — ich bin kein Prophet; aber so was kann man sich an den Fingern abzählen.“

„Zur Gesundheit!“ schrie es von allen Seiten. „Der Schlüsselwirt ist unser Mann; der soll unser Schulze sein!“

Während dieser Rede des Haselbauers war der unglückliche Schulze, der die allgemeine Verwirrung auf dem Festplatze benützt hatte, um sich unbemerkt zu entfernen, im Rücken des Redners in die Türe getreten und hatte die keineswegs schmeichelhafte Rundgebung seiner Bauern mitangehört. Er kam, um den Schlüsselwirt wegen seiner unberufenen Einmischung zur Rede zu stellen; denn in seiner Eitelkeit bildete er sich ein, er wäre doch noch mit seinem Sermon zustande gekommen, und sei nun durch den Schlüsselwirt vor Seiner Majestät und den Herrschaften in seiner Ehre gekränkt worden. Allein was er eben gehört, ließ ihn das Unzeitgemäße seiner Klage erkennen; er schrie also, gelb vor Aerger, in die Stube hinein: „Das will ich Ihm gedenken, Haselbauer, und Ihm, Schlüsselwirt! Noch bin ich Schulze und werde es auch bleiben, euch allen zum Troste!“ Damit schlug der Dorfpotentat die Stubentüre hinter sich zu und stürmte hinaus, gefolgt von dem schallenden Gelächter der Bauern.

Ganz froh konnte jedoch der Schlüsselwirt diesen Abend doch nicht sein, so wohl ihm die Schmeichelleien der Nachbarn auch taten. Oftmals blickte er traurig nach dem Tische hinüber, an dem sein künftiger Schwiegersohn saß; er konnte es sich noch weniger als seine Tochter zurechtlegen, wie der an den Soldatenrock verkaufte Bursche so fröhlich zechte. Jetzt trafen sich ihre Blicke, und der lange Philipp rief: „He, Schlüsselwirt, auf ein Wort!“

Die beiden verließen die Stube, wobei sich der Grundmüller den Anschein gab, als stehe er nicht mehr ganz fest auf seinen Füßen. Gleichwohl folgte ihnen alsbald der Wachtmeister; die beiden anderen Grenadiere aber hatten dem Glase schon zu viel zugesprochen. Philipp fragte nach seinem Vater und hörte zu seiner Befriedigung, daß derselbe keine ernstern Verletzungen erlitten habe. Dann teilte er dem Schlüsselwirt in aller Kürze den Plan mit, den er gefaßt hatte, und bat ihn, Anna zu grüßen. Sie solle ihm treu bleiben; er hoffe sie dennoch binnen Jahresfrist zum Altare zu führen. Jetzt trat der Wachtmeister näher, und Philipp sagte laut zum Wirte: „Meldet also

meinen Vater, ich käme so bald nicht wieder nach der Grundmühle. — Und da ist auch mein lieber Herr Bruder Wachtmeister! Was sagt Er zu dem Doppeltimmel unseres Wirtes? Trinkt man in Berlin einen besseren? Wir wollen noch einen drauffsetzen, und dann gehe ich mit Ihm — es lebe der König!“ — Sie kehrten in die Stube zurück und ließen nochmals die Gläser klingen. Ein Stündchen später — Mitternacht war schon vorüber — wankten die Grenadiere mit ihrem Rekruten singend und johlend längs des Waldweges.

„Wenn die Bauern Jaunpfähl' spizen,
Können wir im Wirtshaus sitzen.“

scholl es aus heiseren Kehlen. Daß sie eine ganz falsche Richtung einschlugen, bemerkte nicht einmal Wachtmeister Kluge, der in dem letzten Stündchen auch über seine Gewohnheit hinaus der Flasche zugesprochen hatte. Erst als sie mitten im Dickicht an einen Steg kamen, fiel es diesem auf, daß er den Waldbach, der unten vorbeirauschte, nicht kenne. Aber Philipp wußte den Mann zu beruhigen. „Ich werde mich doch hier zu Lande zurechtfinden,“ sagte er, „nur vorwärts, wir müssen hinüber!“ „Das elende Ding von Steg hat nicht einmal eine Lehne,“ klagte der erste Soldat.

„Ei was,“ sagte Philipp, „ein ehrlicher Grenadier kann auch nach ein paar Gläschen noch geradeaus marschieren!“

Die zwei Grenadiere versuchten nun ihr Gleichgewicht auf dem schmalen Brette; ob es nun wirklich inolge ihres gehobenen Zustandes geschah, oder ob Philipp, wie sie nachher behaupteten, mit einem Stoße nachhalf — der zweite taumelte auf den ersten, und beide stürzten mit lautem Geschrei in den übrigens nicht gefährlichen Waldbach hinab.

„Da haben wir es!“ rief der lange Philipp. „Wachtmeister, bleib' Er auf dieser Seite; ich will ans andere Ufer, so können wir sie leichter auf das Trockene ziehen.“

Aber kaum war der Bursche am jenseitigen Ufer, so faßte er die Planke des Steges, riß sie mit einem kräftigen Rucke von ihren Pfosten los und schleuderte sie den beiden Grenadieren zu, die zähneklappernd in dem kalten Wasser herumratschten.

„Was fängt Er denn an? Wie will Er wieder zu uns herüber?“ rief der Wachtmeister.

„Ich will gar nicht mehr zu Ihm hinüber,“ lachte der lange Philipp. „Der Bach ist die Grenze; ich stehe hier auf sächsischem Boden und somit Gott befohlen, und melde Er Seinem Friedrich Wilhelm, der lange Kerl habe zu lange Beine!“

Ob das ein Wettern und Poltern von drüben absetzte! Noch lange konnte der Müller auf seiner Flucht durch den Wald den Grimm des Wachtmeisters hören. Eine Verfolgung brauchte er übrigens nicht zu fürchten. Kluge mußte erst seinen Kameraden ans Ufer helfen, und als sie triefend und schlotternd unter den Bäumen standen, verging noch eine geraume Zeit, bevor sie die verlorenen Grenadiermützen wieder herausgefischt hatten. Das kalte Bad hatte sie nüchtern gemacht; aber an ein Nachsetzen auf dem unbekanntem Terrain war nicht mehr zu denken. Sie beschloßen also den Rückzug — schweren Herzens, wenn der Wachtmeister an die Meldung und an das Wort des Königs dachte: „Er steht Uns dafür, daß der Bursche noch vor Unserer Abreise geworden wird.“

Der Rückweg war nicht leicht zu finden; Philipp hatte sie mitten ins Dickicht geführt. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie endlich nach vielem Hin- und Herlaufen eine arme Holzleserin trafen, welche ihnen die Richtung angab.

Oberst Rüberer, dem Kluge Rapport machen mußte, erschraf nicht wenig ob der Meldung. „Der König hat den ganzen Abend von dem langen Sachsen gesprochen; derselbe scheint ihm mehr Spaß gemacht zu haben, als die ganze Treibjagd. Er läßt Ihn peitschen, wenn Er den Kerl nicht zur Stelle schafft. Bis morgen früh muß der Sackse hier sein; brauche Er also Seinen Wit, sonst werden wir keinen angenehmen Auftritt erleben!“

Der Wachtmeister Kluge hätte dieses Zuspruches nicht bedurft, um seinen Eifer zu spornen. Er kannte den König und dessen Passion zu gut; auch trieb ihn Rache, des Burschen habhaft zu werden, der ihm einen so schlimmen Streich gespielt hatte. Aber wie er sein Gehirn auch plagte, es wollte ihm lange kein vernünftiger Gedanke kommen. So schlenderte er sinnend und denkend auf einem einsamen Wege, welcher sich zwischen hohen Hecken hinter dem Weiler herzog, als er sich plötzlich dem Schulzen gegenüber sah. Da schoß mit einemmal ein Plan durch seinen Kopf — der Schulze mußte ihm auf die Fährte des Flüchtigen helfen.

Er grüßte freundlich, und bald war ein Gespräch mit dem Manne angeknüpft. „Es tut mir leid, auf Ehre,“ sagte der Soldat. „Hat Er gestern abend einen Prachtsermon angefangen — man merkte es gleich, daß es gut werde! Aber die unverständigen Bauern haben Ihn aus dem Kontext gebracht.“

„So, haben Euer Gnaden das auch bemerkt? Das ist mir lieb,

sehr lieb! Ja, der Kontext und die allerhöchsten Herrschaften, und man ist es doch nicht so gewohnt, und die Unruhe der Bauern —“

„Freilich, freilich! Aber leider, Seine Majestät scheinen diese Ursachen nicht bemerkt zu haben. Höchst-dieselben sprachen sich gestern abend recht ungnädig über Ihn aus, und könnte es immer sein, daß der Schlüsselwirt — der, unter uns gesagt, eine recht bäuerische Rede hielt, gar nicht zu vergleichen mit der Seinigen — Sein Nachfolger im Amte würde.“

„Hat man so etwas gesagt? — Ich glaube, es wäre mein Tod!“

„Nun, ich rede ja nur von der Möglichkeit! Er müßte sich aber immerhin bestreben, so bald als möglich Seiner Majestät recht augenfällig Seine große Devotion und seinen Verstand zu beweisen, wozu sich eben die allerbeste Gelegenheit bietet. — Er kennt doch den langen Sachsen von gestern abend?“

„Den langen Philipp? Freilich. Der Bursche ist mir seit Jahren ein Dorn im Auge, und nun gar, da er des Schlüsselwirts Schwiegersohn werden soll.“

„So hat Er die unbezahlbarste Gelegenheit, Seinen Aerger an ihm auszulassen und zugleich die Gunst Seiner Majestät wiederzugewinnen. Der Bursche ist nämlich durchgebrannt, und wenn Er mir heute noch seinen Aufenthaltsort ausfindig macht, so werde ich Ihn ein gutes Wort beim Könige einlegen.“

Freudig ging der Schulze auf den Vorschlag des Wachtmeisters ein und sprach seine Hoffnung aus, daß alles nach Wunsch gelingen werde, indem er die Verhältnisse des Burschen vollkommen kenne und nicht glaube, daß derselbe weit geflohen sei. Noch verabredeten beide, sich gegen Abend in einer verlassenem Böhlerhütte zu treffen, deren Lage der Schulze genau angab, und schieden dann.

Sie ahnten nicht, daß sie von der alten Gertrud belauscht wurden, welche im Schatten der dichten Hecke, müde von ihrer Wanderung, ihr Mittagsschläfchen hielt, als die laute Stimme des Schulzen sie weckte.

Der Auftritt vom verflossenen Abende hatte die gutmütige Krämerin fast krank gemacht; so schwer war es ihr aufs Herz gefallen, daß sie den armen Burschen durch ihr verführerisches Plaudern ins Unglück geheßt hatte. Und nun hörte sie plötzlich aus dem Munde des Wachtmeisters die Kunde seiner unglücklichen Flucht und zugleich neue Pläne zu seinem Verderben, wozu die Verrätheri des Schulzen die Hand bieten wollte. Sie hütete sich wohl, den Männern ihre Gegenwart zu verraten; erst als dieselben eine gute Strecke fort waren, wagte sie

anzuksehen. Die alte Gertrud dachte nun hin und her, wie sie das Unheil wieder gutmachen könne, welches sie gegen ihren Willen gestiftet hatte. Bald wollte sie zu Schlüsselwirts laufen, bald in die Grundmühle hinüber, um vor dem Schulzen zu warnen; aber sie fürchtete, auf diesen Gängen die Hauptsache zu versäumen, und beschloß endlich, nach der ihr wohlbekannten Böhlerhütte zu eilen und sich daselbst in den Hinterhalt zu legen. Nur wenn sie den eigentlichen Plan hörte, konnte sie ihn erfolgreich durchkreuzen.

Der Schulze war inzwischen auf Rekognoszierung. Nach einem flüchtigen Besuche in der Grundmühle, welche stillstand, und einem kurzen Gespräche mit der alten, redseligen Marthe fand er seine Vermutung bestätigt: Philipp hielt sich bei seinem Better Martin auf dem Tannenhofe verborgen. Dahin richtete also der Schulze seine Schritte. Der Tannenhof lag wohl zwei Stunden jenseits der Grenze mitten im wildesten Forste; es konnten Jahre vergehen, bis wieder einmal ein Fremder das abgelegene Haus besuchte. Noch bevor man dasselbe erreichte, traf man im Walde einige Wiesengründe und Haferfelder, die zum Hofe gehörten. Eine solche Richtung betrat der Schulze nach angestrengtem Marsche und sah vor sich eine zahlreiche Schafferherde, welche die kargen Kleeblättchen und Grassälmlinchen zwischen den Stoppeln abweidete, und zur großen Befriedigung des Spions war der Hirt niemand anders als der lange Philipp von der Grundmühle.

Raum hatte nämlich unser Freund diesen Morgen den Hof seines Betters erreicht, als man ihn bat, einstweilen die Stelle des alten Schäfers zu vertreten, der erkrankt war, und willig unterzog sich Philipp diesem Geschäfte. Auf der einsamen Weide hatte er nun Zeit, über seinen leichtsinnigen Streich und dessen Folgen nachzudenken. „Ich werde die Heimat meiden und mir ein neues Heim gründen müssen, hundert Stunden weit weg von diesen Preußen. Ob mir Anna so weit in die Ferne folgen wird? und der alte Vater?“

Die Einsamkeit des Schäferlebens kam ihm unerträglich vor; der Bursche war daher recht froh, endlich eines Menschen ansichtig zu werden, als unvermutet der Schulze den Hohlweg herabkam, und obwohl Philipp sonst den alten Gecken nicht zum besten leiden konnte, bot er ihm freundlich einen „guten Nachmittag“. Dann erzählte er ihm arglos, weshalb er hier sei, und wie er bald in die Fremde zu ziehen gedenke; denn der Verdacht eines Verraths lag seiner ehelichen Seele fern.

Der Schulze hörte alles an und sagte endlich, er müsse eilen, um noch vor Nacht einen entfernten Hof zu erreichen. Scheidend fragte er

noch: „Er treibt doch auf den Abend nach dem Tannenhofe, Grundmüller?“

„Nein, ich bleibe mit der Herde hier.“

„Da tut Er mir leid; es wird eine unfreundliche, regnerische Nacht werden.“

„Das kummert mich wenig. Ich kriechе in meinen Schäferkarren hinein, der da drüben unter der Wettertanne steht, und werde ganz prächtig schlafen, umsomehr, da ich die letzte Nacht kein Auge zutut. Der Spiz mag statt meiner Wache halten.“

Man sagte sich guten Abend und schied. Sobald der Schulze die nächste Biegung des Weges hinter sich hatte, änderte er seine Richtung und eilte auf Seitenpfaden zurück, um zur bestimmten Stunde den Wachtmeister in der Köhlerhütte zu treffen. „Viktoria!“ jubelte er zuversichtlich, „wir werden den langen Perl zur Stelle schaffen und die Gunst des Königs wiedergewinnen!“

Er hatte vielleicht doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Für Philipp ging inzwischen der langweiligste Tag seines Lebens zu Ende. Frühzeitig steckte er das Jaunwerk der Hürde zurecht, schloß die Schafe ein, band den Spiz an das untere Ende des Geheges und zog sich unter die gewaltige Wettertanne zurück, wo auf einem zweiräderigen Karren die hölzerne Schlafhütte des Schäfers stand. Der Regen, den der Schulze vorhergesagt hatte, begann wirklich zu fallen, erst ein leichter Schauer, dann immer stärker und stärker, und endlich gossen die grauen Wolken in Strömen nieder. Philipp lag schon längst im Schäferkarren auf trockenem Buchenlaube, in eine wollene Decke eingehüllt; da hörte er auf das einförmige Rauschen des fallenden Regens und war darüber bald in festen Schlaf gesunken.

Wie lange er so geschlafen hatte, wußte der Grundmüller nicht, als heftiges Bellen des Hundes ihn plötzlich weckte. Im ersten Augenblick konnte er sich in seine Lage nicht recht finden; er wollte aufstehen, stieß aber dabei mit dem Kopfe heftig an das niedrige Holzdach des Kastens; das brachte den Burschen zur Besinnung. Jetzt hörte er es aber auch in dem nahen Buschwerke rascheln; gleich darauf wurde an die Schlafhütte gepocht, und eine Frauenstimme fragte: „Seid Ihr es, Grundmüller?“

„Jawohl, aber was gibt es mitten in der Nacht, und wer seid Ihr?“

„Ich bin die alte Gertrud, die Krämerin. Ach du lieber Himmel, was sind mir das für Geschichten, wie soll das enden! Laßt mich erst etwas zu Atem kommen: in einem Stück bin ich gelaufen von der

Köhlerhütte im Rotholz bis da drunten in den Hohlweg, und da mußte ich mir zu guter Letzt noch den Fuß verrenken, daß ich mich mit aller Mühe kaum den Hügel hinauffschleppen konnte!“

„Aber was gibt es denn — sind Euch Räuber auf der Ferse? Ich will die Laterne anzünden —“

„Nein, kein Licht, um alles nicht! Freilich sind sie mir auf der Ferse, der Schulze und die preussischen Soldaten.“

„Oho!“ rief der lange Philipp, dem bei Nennung des Schulzen und der Soldaten ein Licht aufging. Mit Blitzesschnelle fuhr er jetzt aus seinem Schlafkasten und sagte: „Und da seid Ihr herübergelaufen, um mich rechtzeitig zu warnen; das werde ich Euch zeitlebens nicht vergessen!“

„Ei, es war meine Pflicht und Schuldigkeit; ich bin es ja auch gewesen, die Euch mit dem Goldkranz in dieses Unglück hegte! Wir haben übrigens noch Zeit; sie werden vor 3 Uhr nicht hier sein, und jetzt mag es im Dorfe 1 Uhr geschlagen haben.“ Nun erzählte die gute Alte ausführlich den ganzen Anschlag, wie er zwischen dem Wachtmeister und dem Schulzen verabredet wurde. Sie wunderten sich nicht wenig, daß ihre Erzählung den Burschen in die munterste Laune versetzte.

„So denken mich die Schlauberger zu fangen und vor den König zu führen?“ rief er laut lachend.

„Gerade so, wie ich sagte, und sie haben zum voraus einen gewaltigen Spaß — sie wollen, während Ihr im Schlafe wäret, die Tür des Schäferkarrens verrammeln und Euch mitsamt dem Karren in den Schloßhof fahren.“

„Köstlich, köstlich! Und meiner Treu, die Geschichte wäre ihnen bei einem Haar geglückt! Aber lacht nur: wer zuletzt lacht, lacht am besten! Jetzt paßt auf, Gertrud, was wir ihnen für eine Nase drehen wollen. Der kluge Wachtmeister wird das Gallenfieber kriegen, und erst der gecke Schulze, der sich durch den Verrat eines ehrlichen Kerls beim Könige einen Stein ins Brett legen will! Na, wir werden es ja erleben, daß er Distelköpfe statt Vorbeeren pflückt!“

„Was wollt Ihr tun? So rasch als möglich fliehen dächte ich.“

„Um keinen Preis! Den Anfang wenigstens von der Komödie muß ich mit ansehen, und Ihr, Gertrud, sollt sie zu Ende mitspielen und mir später einmal den Verlauf erzählen. — Die Sache ist sehr einfach: Ihr schlüpft statt meiner in den Schäferkasten und laßt Euch von den preussischen Schlaumeiern nach dem Schloßhofe fahren. Da Ihr den Fuß verrenkt habt, so könnt Ihr ohnehin nicht gut zurückgehen. Ich

aber steige hier auf die Tanne und will wenigstens den Genuß haben, mir die Abfahrt mitanzusehen.“

„Um des Himmels willen, Philipp, was mutet Ihr mir zu? Und ich soll vor dem Könige und all den Herrschaften aus dem Karren kriechen und in diesem Aufzuge? Zudem — sie werden mich ja henken!“

„Sie werden Euch kein Haar krümmen. Ihr braucht ihnen ja nicht zu sagen, daß Ihr mich gewarnt habt. Ueberdies erlebt Ihr den köstlichsten Spaß, der sich denken läßt — ich wenigstens wollte zehn harte Taler geben, wenn ich die Gesichter des Schulzen und des Wachtmeisters im Schloßgarten sehen könnte.“

„Aber sie werden es vorher merken!“

„So werden sie Euch vorher laufen lassen, und wir haben nichts verloren. Probieren müssen wir den Streich.“

Gertrud willigte endlich ein und schlüpfte in den Karren, während Philipp sich an die Wettertanne lehnte, bereit, beim ersten Laute vom Waldwege her dieselbe zu besteigen.

Es war nun wieder alles still auf der Weide. Der Regen hatte aufgehört, aber ein dichter Nebel lastete auf dem Walde und ließ das Licht des Mondes nur sehr spärlich durchscheinen. In den engen Waldwegen mußte es völlig dunkel sein, während man draußen auf der Halde die nächsten Gegenstände eben unterscheiden konnte. Philipp wartete und wartete; schon begann er zu fürchten, die Soldaten möchten sich verirren und ihn so des komischen Austrittes berauben, auf den er sich freute. Da schlug der Spitz an, und er glaubte vom Hohlwege her Geräusch zu hören. Im nächsten Augenblicke stand er auch schon in geringer Höhe auf einem der dicken, wagrechten Aeste der Wettertanne und erblickte den Schein eines Windlichtes zwischen den Bäumen, das aber gleich verschwand. Fast eine Viertelstunde hörte er nichts mehr; er meinte schon, er habe sich getäuscht, und wollte hinuntersteigen — da kam es in seinem Rücken leise durch das Buschwerk; vorsichtige Schritte huschten über den Rasen; wieder bellte der Spitz, viel heftiger als vorher, und sprang in die Kette. Jetzt hörte Philipp unmittelbar unter seinen Füßen die Stimme des Wachtmeisters.

„Der Hund verdirbt uns das ganze Spiel,“ flüsterte er leise; „wir müssen rasch zur Hand sein, sonst erwacht er, und ich möchte mit meinen Fäusten keine nähere Bekanntschaft machen — vorwärts!“

Gleich darauf hörte Philipp die Türe des Schäferlarrrens heftig zuschlagen und verriegeln, und im nächsten Augenblicke tönte lautes Ge-

lächter zu ihm hinauf, in das er gar zu gerne aus vollem Halse eingestimmt hätte.

„So, Vogel,“ hörte er den Wachtmeister rufen, „nun bist du gefangen! Jetzt wird Ihm sein Streich von gestern abend heimbezahlt! Ja, klopf Er nur; man wird Ihm nicht eher öffnen, als bis der Karren auf dem Schloßhofe vor Seiner Majestät hält. Wir wollen noch einen Strich um den Kasten winden, daß er uns den Niegel nicht absprengt. So! — Und nun sei Er hübsch ruhig; man wird Ihm in Spandau schon beibringen, wie Er in Zukunft besser Wache halten soll. Vorwärts!“

So rollte und polterte der Karren das Stoppelfeld hinab. Unten im Hohlwege wurde ein Pferd davor gespannt; der Schulze, welcher des Weges kundig, kutscherte, setzte sich rittlings auf das Dach des Kastens; hinter ihm nahmen der Wachtmeister und die zwei Grenadiere Platz, und voran kollerte das seltsam bemannte Gefährt unter Peitscheknall der preussischen Grenze zu.

Philipp wollte sich fast zu Tode lachen und wünschte nur, daß er die köstliche Szene im Schloßhofe sehen könnte. Aber er überwand dieses Mal aus guten Gründen seine Neugierde. Mit Andruch des Tages trieb er die Herde auf den Tannenhof und eröffnete seinem Better Martin, weshalb er es für geraten erachte, einige Zeit außer Landes zu gehen.

Fast zur selben Zeit, da Philipp, den Wanderstab in der Hand, den Leuten auf dem einsamen Hofe Sebewohl sagte, erreichte der Schäferlarren den Schloßweiler. Am Fuße des Schloßhügels wurde Halt gemacht; der Wachtmeister stieg hinauf und rapportierte sogleich dem Obersten den glücklichen Erfolg der genialen Kriegsklist. Rüdiger hatte nichts Eiligeres zu tun als die gloriöse Affäre sofort Seiner Majestät zu melden. Friedrich Wilhelm saß eben mit einigen Herren und Damen beim Frühstück und hörte mit großem Vergnügen die fröhliche Geschichte an, wie man soeben den „langen Sachsen“ schlafend gefangen von jenseits der Grenze bringe.

„Lasse Er sofort den Karren hier vor Unserem Fenster vorfahren,“ befahl der König. „Und die Wache soll unter das Gewehr treten. Wir wollen dieses Spektakel ansehen. Und höre Er — der Wachtmeister Kluge wird befördert, und den Schulzen, der zwar ein schlechter Nebner, aber doch ein Pfiffikus zu sein scheint, wollen Wir persönlich belohnen.“

Wenige Minuten später rollte der Karren durch das Schloßtor und hielt zusamt dem Schulzen und den Soldaten unter dem Fenster des

Königs. Aller Augen waren auf die Türe des Kastens gerichtet. Als aber statt des „langen Kerls“ die alte, bucklige Gertrud zum Vorschein kam und vor Seiner Majestät ihren Knicks machte, flog das Fenster des Königs zu, daß die Scheiben brachen.

Was folgte, kann man sich leicht denken. Statt erhoffter Beförderung und Belohnung gab es Strafhaft und Amtsentlassung. Am nächsten Morgen reiste der König mit seinem Gefolge nach Berlin zurück; er kam nicht wieder auf das Jagdschloß an der sächsischen Grenze. Der Schulze mußte die Gegend verlassen; denn die Bauern machten ihm das Leben zu sauer, seitdem sein Verrat bekannt geworden. An seiner Stelle wurde wirklich der Schlüsselwirt zu „Stand, Rang, Amt, Würde und Ansehen“ erkoren, wie der Haselbauer an dem verhängnisvollen Festabend geweissagt hatte. Der lange Philipp reiste inzwischen als Müllerbursche durch Süddeutschland. Als aber binnen Jahresfrist ihn die Kunde traf, daß Friedrich Wilhelm I. gestorben sei, und daß sein Sohn und Thronfolger zwar viel auf Soldaten halte, aber doch nicht wie der verstorbene König auf die „großen Kerle“ sogar in fremder Herren Länder Jagd mache, kehrte er heim in die einsame Grundmühle, wo nun bald fröhliche Hochzeit war.

Da ging es hoch her am Tage der Vermählung! Unter den alten Eichen wurde offene Tafel gehalten, und als der Wein die Gäste schon recht munter gemacht, nahte sich auf einmal vom Walde her ein seltsames Fuhrwerk, reich bekränzt und von Burschen besetzt, die sich in preußische Grenadiere mit riesigen blitzenden Blechmützen verkleidet hatten — es war der bekannte Schäferkarren, und der Jubel wollte nicht enden, da aus seiner Türe die alte, höckerige Gertrud kroch, den verhängnisvollen Flitterkranz auf ihrem Kopfe.

„Ja, Nachbarn,“ rief der Bräutigam, als sich der Lärm etwas gelegt hatte, „es war ein lustiger Streich, und es hat ein glückliches Ende genommen! Aber bei einem Haare wäre es schief gegangen, und den Denktettel an meinen leichtsinnigen Ungehorsam mußte ich ein ganzes Jahr mit mir umhertragen. Doch jetzt ist alles gut: genügt hat es mir!“

Der Schäferkarren blieb als Familienerbstück in der Grundmühle. Noch die Urenkel des langen Philipp zeigten ihren Kindern den morschen Kasten; ob er auch heute noch besteht, habe ich nicht erfahren können.

